

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 30

Artikel: Der Reisekamerad
Autor: Päivärinta, Pietari
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Reisekamerad.

Eine finnische Novelle von Pietari Päivärinta. *)

Es war Ende März. Das Wetter war hell und hier und da sah man schon die Anzeichen des herannahenden Frühlings. In den Zweigen zwitscherten die Vögel. Die Fahrstraße für die Schlitten war, wenn auch nicht völlig zerstört, so doch sehr schlecht, denn die Wege waren überall schief und schmutzig, und an mehreren Stellen blühte selbst die bloße Erde hindurch. Bäche und Flüsse waren mit Schnee, Schmutz und Wasser angefüllt, und nur die Nachfröste hinderten sie, mit aller Gewalt hervorzubrechen. An steileren Stellen lehnten sie sich, Abhängen gleich, vornüber, als wollten sie hinabsehen und die Richtung ihres künftigen Weges ergründen, während sie darauf warteten, daß des Frühlings wärmer Hauch ihnen den letzten Wint' geben und sie aus der langen und strengen Gefangenschaft des Winters befreien würde. An einigen günstigeren Stellen hatte sich schon manches Rieselsbächlein einen Weg zur Freiheit gebahnt und fröhlich über jähe Abhänge hüpfend, eilte es rauschend und murmelnd dahin auf längst bekannten Wegen zum Schoße der Mutter, zum Meere. —

So war die Jahreszeit und die Beschaffenheit des Weges, als ich einiger dringender Geschäfte wegen genötigt wurde, eine Reise außerhalb meines Heimatbezirkes zu machen.

Zeitig eines Morgens erreichte ich einen Mann, der, wie ich, auf der Reise begriffen war. Er schien einen sehr mageren Gaul und eine schwere Fuhre zu haben; er selbst ging hinterdrein und schob den Schlitten. Als ich ihn erreicht hatte, sprang ich aus dem Schlitten und trat auf ihn zu, um mit meinem Reisekameraden zu sprechen.

„Guten Morgen, mein Alter!“ sagte ich, als ich an seiner Seite war.

„Guten Morgen!“ antwortete der Mann, ohne den Kopf zu wenden.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, meinen Reisekameraden näher zu betrachten. Sein Gaul war tatsächlich so mager wie ein Gerippe, und die Ladung bestand aus zwei Tonnen Leer. Von dem Sielengeschirr stachen am meisten die Gerten in die Augen, mit denen die Ranken an dem Schlittenbaum befestigt waren, und die unzählgemal angestückelten Zügel. Im Schlitten bemerkte man Sumpfsheu mit Niedergas vermengt, des Pferdes Reisefutter, und des Pferdes wegen schien auch vermutlich der lange, vollgepfropfte Sack zu sein, der in des Schlittens vorderem Teil auf den Leertonnen lag und Häffel zu enthalten schien. In dem Schlitten befand sich außerdem noch ein kleineres Ränzlein von Birkenrinde, wahrscheinlich des Mannes eigenen Mundvorrat enthaltend. Er selbst war mit einem abgenutzten und zerrissenen alten Rock bekleidet, der sehr tief an der Hüfte mit dem Rest eines alten Zügels umwunden war. Der Rock hatte keine Knöpfe, ebenso wenig befanden sich an dem oberen Teil andere zuverlässige Mittel, den Rock zusammenzuhalten; der Strid um die Lenden vermochte seine zusammenhaltende Wirkung nicht bis dort hinauf zu erstrecken; deshalb waren seine Lumpen über der Brust geöffnet und die fast nackte Brust blickte durch die Kleiderfetzen hindurch.

Seine Schuhe schienen sehr alt und häufig geflickt zu sein. Auch jetzt waren sie zerrissen und große Strohwische stak an den Fersen hervor. Wenn ich noch hinzufüge, daß er an den Händen vielfach geflickte, wollene Handschuhe und auf dem Kopfe eine alte, abgenutzte Pelzmütze hatte, so

*) Der Verfasser dieses charakteristischen Bildes aus dem finnischen Volksleben vergangener Zeiten ist ein Bauer, der mit 40 Jahren den Pflug verließ und ein Schriftsteller wurde. Er arbeitete sich aus eigener Kraft vom armen Tagelöhnerkind und Waldbäuerlein zum Kaiser seines Heimatortes und Abgeordneten in den Landtag herauf. Seine gemüts tiefen Novellen wurden von Gustav Lichtenstein ins Deutsche überfetzt und von P. Reclam in zwei Bändchen herausgegeben. Unsere Novelle ist dem ersten dieser Bändchen entnommen.

besitzt der Leser ein einigermaßen treues Bild seines äußeren Menschen.

Wie ich schon erwähnte, ging der Alte hinter dem Wagen und er schien auch auf keinen Platz im Schlitten rechnen zu können, denn die beiden Leertonnen waren schon eine schwerere Last für die magere Mähre, als gebühlich war, besonders auf so schlechtem Wege. Wenn man an Stellen kam, die von dem Schnee entblößt waren, schob der Alte aus allen Kräften nach, auf diese Weise seinem angestregten Pferde helfend. Tiefere Löcher am Wege und die Spuren der Schlittenkufen waren mit Wasser gefüllt und in die mit Stroh verstopften Löcher an den Stiefeln des Alten drang das kalte Wasser ein.

„Wohin geht die Fahrt?“ fragte ich, um ein Gespräch zu beginnen, nachdem ich all' diese Beobachtungen gemacht hatte.

„Zur Stadt!“ war die kurze und niedergeschlagene Antwort. —

„Ihr habt Eure Reise in die Stadt zu einer sehr unpassenden Zeit gewählt, was die Schlittenbahn anbetrifft“, sagte ich.

„Es ist wahr, der Weg ist schlecht, aber ich hatte keine Zeit, auf bessere zu warten“, antwortete der Alte.

„Was kann das für eine eilige Angelegenheit sein, die Euch genötigt hat, bei solchem Wege Euch fortzugeben?“ fragte ich wiederum.

„Die Auspändung steht bevor, und die fragt nicht danach, wie das Wetter ist“, sagte der Alte traurig und da erst blickte er mich mit einem scheuen, betrübten Blicke an.

Da sah ich zum erstenmal das Antlitz des Alten. Es war runzelig und abgezehrt und sah aus, als ob er vor der Zeit gealtert wäre, denn sein Körper und seine Haltung deuteten im übrigen auf ein geringeres Alter als sein Gesicht.

„Wer ist ein so strenger Gläubiger, daß er Euch bei solchem Wetter in die Stadt zwingt?“ fragte ich.

„Der Pfarrer!“ antwortete der Alte kurz.

„Der Pfarrer? Ihr seid ihm also viel schuldig?“ fragte ich erstaunt.

„Nicht viel, nur des Vorjahres Zehnten“, erwiderte der Alte seufzend.

„Nur den Zehnten des Vorjahres! Aber seid Ihr denn nicht bei ihm gewesen und habt ihn gebeten zu warten?“

„Wohl war ich einigemal dort!“

„Nun, was sagte er?“

Er war sehr böse und sagte: Ihr bestiehlt mich, Ihr Lämmel! Auch Erbarmen zeigte er nicht, obwohl ich ihn mit Tränen in den Augen darum zu bitten versuchte“, sprach er und sah mich schnell mit einem düstern Blicke an.

„Das muß ich sagen, Ihr habt einen unbarmherzigen Pfarrer. Wohl hätte er ohne Gefahr warten können, wenigstens solange, bis die Wege besser werden“, äußerte ich in meinem Verdruß, ohne selbst recht zu wissen, was ich sprach.

„So glaube auch ich, daß es hätte sein können. Aber ich bin so dumm, ich verstehe nichts von diesen Dingen; der Pastor begreift sie sicher besser. Er hat vermutlich schwere Arbeit und große Verantwortlichkeit für unsere Seelen und deshalb muß er wohl all seine Zehnten erhalten. Er ist ein guter Predikant und verrichtet alles außerordentlich gut. Ich tadle den Priester nicht, aber ich vermag nicht zu bezahlen, obwohl ich es so gern täte; einige sagen auch wohl, daß der Pfarrer gar sehr auf seinen Vorteil bedacht ist, aber wie soll er unter einer so großen Verantwortlichkeit leben können, wenn er nicht erhält, was ihm zukommt?“ meinte der Alte unschuldsvoll.

Diese einfache Rede warf auch ein Licht über das Innere des Alten. Sicherlich war er durch die Mühseligkeiten des Lebens sehr geprüft worden, härter vielleicht als der Priester, um dessen irdisches Auskommen er so ernstlich Sorge trug. Sein ganzes Leben mit einer kalten Natur und augen-

scheinlich auch mit Mangel und Elend kämpfend, fühlte er nur, daß es seine Pflicht war, anderen zu geben, was ihnen zulang — es mochte dann für ihn übrig bleiben und seine Angelegenheiten sich gestalten, wie sie wollten. Nur das tat ihm weh, daß er nicht alle Forderungen vollkommen erfüllen konnte. Unbedacht hatte ich den Priester unbarmherzig genannt, er stimmte nicht darin ein, er gab sich nicht dazu hin, den zu beschimpfen, um dessen willen er nach meiner Ansicht auch jetzt eine zu schwere Last leiden mußte.

„Ich halte es nur für unrecht, daß der Pfarrer sagte, ich stehle. Ich will nicht stehlen, aber ich konnte nicht bezahlen“, sprach der Alte.

Diese Versicherung ging von einem redlichen, obwohl zur Hälfte vernichteten Herzen aus.

„Wenn ich diese Teertonnen zur Stadt bekomme, dann würde ich den Pastor bezahlen und der Ausräumung entgegen gehen können“, fuhr der Alte fort. Es schien, als ob er jetzt mitteilbarer geworden wäre.

Ich wünschte mehr über die Lebensverhältnisse des Alten zu erfahren und sagte deshalb gleichgültig:

„Ihr habt da einen mageren Gaul, wie soll der die Teertonnen zur Stadt ziehen können?“

„Ja, wahr ist's! Wohl ist die Mähre mager. Aber wie soll das arme Tier auch fett sein können, wenn ich ihm nichts als schlechtes Heu und Wasser geben kann“, gestand der Alte.

„Aber das Pferd mußte stets zuerst bekommen“, bemerkte ich.

„So mag es sein, wenn man die Sache in der Entfernung sieht. Aber wer alles durch den Frost verloren hat, steckt gern alles, was auch nur sehr wenig an den Kochtopf erinnert, in seinen und der Familie Mund und selbst dann ist kein großer Unterschied zwischen der Nahrung der Familie und des Tieres. Wenn man einmal dahin gekommen ist, so glaube ich, ist die Lage der Familie die, in welche Ihr das Pferd setzen wollt“, meinte der Alte und sah wieder zu mir auf, gleichsam erstaunt über meine Art, die Sache zu betrachten.

„Aber Ihr hättet wenigstens Eure Schuhe flicken lassen können, damit Eure Füße nicht völlig durchnäßt zu sein brauchten“, sagte ich wiederum, teils aus Neugierde, mehr zu erfahren, teils aus Mißtrauen, daß der Alte möglicherweise ein wenig unordentlich war.

„So wird gewiß ein jeder denken, der die Sache nicht kennt. Aber wer sechs hungernde und nackte Kinder sowie eine Frau um sich hat, der hat nicht viel Zeit, an seine Kleider und Schuhe zu denken. Uebrigens sind diese Schuhe zu ihrer Zeit gestickt worden, aber sie ist jetzt dahin. Wohl würde auch ich verstehen, besser gekleidet zu gehen, aber ich kann nicht“, sprach der Alte mit einem Ausdruck der Niedergeschlagenheit.

„Woher seid Ihr zu Hause?“

„Aus einem Dorf an der Grenze dieses Kirchspiels.“

„Wie heißt Ihr?“

„Svältbada Matti nennen sie mich, und hungern habe ich mein ganzes Leben lang müssen dort auf meinem ‚Sunn-gersfeld‘.“

„Wieso?“

„Ja, so ist es. Unsere Hütte liegt am Ende jenes entfernten Dorfes zwischen Sumpf und Morast auf einem Boden, der für andere nicht gut war. Mein verstorbener Vater bebautete die Stelle zur Zeit, aber jetzt sucht uns der Frost fast alle Jahre heim.“

„Könnt Ihr einen so unsichern Ort nicht verlassen? Ihr könntet wohl anderwärts einen besseren erhalten?“

„Das ist nicht so leicht, wie man glaubt. Wenn wir ihn verlassen würden, so würde wohl niemand etwas dafür bezahlen wollen und wie sollen wir dann einen andern kaufen können? Dort müssen wir bleiben und weit besser

ist es doch da, als umher zu wandern und zu betteln. Wenn ich nur der Ausräumung entgegen gehen könnte!“

„Ist es vorjähriger Teer, den Ihr jetzt zur Stadt fahrt?“

„Nein! Wie hätte ich den solange behalten können? Auch der geht von der Hand in den Mund. Er ist vor kurzer Zeit gebrannt und kaum hatte ich ihn in der Sonne, mußte ich mich auf den Weg in die Stadt begeben“, sagte der Alte.

(Fortsetzung folgt.)

Berrägneti Ferie.

Von F. Brunner, Kehrsiten.

Es ist e wunderbar e schöne Sunnetag gsi, wo d'Frou Wunderli mit ihrem Ehgemahl i d'Summerferien abgreist ist.

Im Nebahnwage inne hets e so heiß gmacht, daß mes chuum het chönnen ushalte; aber merkwürdig, dr Herr Wunderli het nüt reklamiert. Er het halt scho snt ere Wuche, zwo, deheim alli Tag bhauptet gha, es chöm de ganz gwüß cho rägne weme i d'Ferie gang. — Es ist wahr, mi het scho bald e Monet uf Räge planget und im Garte het alles Sprühe nüt meh abtreit. D'Rose wo am Morge der Chnopf ufta hei, sy am Abe scho verbleteret; jedes Blettli und Gresli het gschlappet, jedes Blüemli ds Chöpfli la hange und i dr letzte Wuche ist der Händ einfach zu Staub worde. Wenn d'Frou Wunderli öppis in ihrem Garte het wölle mache, Aerdbeeri ablase oder Chroske für Confitüre und Gelée z'choche, so het si früech, vorem Zmorge drahi müeße, wenn si nid ganz het wölle verbrägle. Und wenn si de mit zündrotem Chopf zum Zmorge cho ist und über die Tröcheni i den Aerdbeeriboot gjammeret het, so het ihre Maa jedesmal voll Ueberzüngung gseit: Wirsch gsch Mammeli, es chunt cho rägne, sobald mi i d'Ferie gange.

Und richtig. Chum sy si rächt ygnüftet gsi in ihrem schöne und heimelige Hotel am Bierwaldstättersee, chuum hei si vo ihrem Balkon us die wundervolli Ussicht bewunderet gha, so zieht dr Petrus am Himmel e fischergraue Vorhang vür, bugsiert ohni viel Wäses d'Frau Sunne mit ihrem Strahlekleid drhinder und fangt a, der See und d'Bärge ringsum sprühe nach Note.

Ha-n-is nid geng gseit, scho snt vierzähe Tag und drei Wuche — räsoniert dr Herr Wunderli — das het jik presjiert, jawohl. Es wär emel no gnueg Wasser im See und d'Bärge sy emel no lang nid am erlächne. Aber äbe, wenn ig i d'Ferie ga, de mueß es halt rägne, das geit gar nid anders.

Eh, bis doch z'riede — luegt ne sy Frou z'beschwich-tige — dänk, es chunt üsem Garte zguet deheim; und wie gly chunt's wieder anders. Ueg, dert heiterets scho.

Ja ja, zumene neue Wolkebruch! I kenne das Züüg scho. Gib mer die dicke Chleider vüre und die wullige Sode; i wott de nid verfrüre da obe.

So ist es am erste Ferietag gsi.

Am zweite het ume d'Sunne die verdrießlige Lüt usglachet; mi ist am See unde ine Liegestuehl gläge und het zueghuegt, wie d'Fischli unermüedlich mit de Sunnestrahle ufem Wasser gspielt hei, wie sich dr blau Himmel im See gspieglet het und wie Dampfer, wie großi wüßi Schwän uf em See hin und här und ufe und äbe ihri Furchzoge hei. Am Abe het d'Sunne der See völli verguldet und ist derna, wie ne glüefigi Chugle, hinderem Bärwald verschwunde.

I der Früechi vom andere Morge hets wieder oben äbe gschüttet.

He natürlich — seit dr Herr Wunderli, woner d'Augen uftuet — derfür hint ja i de Ferie. — Und druf e chly ulndig zu syner Frou, wo-n-ihm vorjorglich wieder ds dicke Chleid und wullige Sode parat gleit het: Muesch jek nid sälber säge, i heig rächt gha? — Rägnet's jek öppe nid,